

Astronomie und „Sommerzeit“.

Auf den ewigen, unabänderlichen Gesetzen unterliegenden Lauf der Gestirne hat die am 1. Mai zur Einführung kommende „Sommerzeit“ selbstverständlich nicht den geringsten Einfluss. Die Sonne, dieser gewaltige Leichter unserer Welt, die von der Erde in ihrem Umlauf um das Zentralgestirn und in ihrer Rotation um die eigene Achse gebildet wird, geht allen Bundesratsbeschlüssen zum Trotz auch künftig jeweils zur gleichen Stunde auf und unter, wie früher an den entsprechenden Tagen des Jahres. Galt sie die Kulturmenschheit, soweit sie an die städtische Lebensweise gebunden ist, in dieser nicht gar zu sehr von den unverrückbaren Merkmalen des Kosmos entfernt, so hätte es zur Ersparnis künstlicher Beleuchtungsmittel gar nicht erst dieser durchaus unwissenschaftlichen Methode bedurft. Aber es ist praktisch unmöglich, zu verordnen, daß die Städte samt und sonders im Sommer statt um 7, schon um 6 Uhr früh aufstehen und eine Stunde früher zur Ruhe zu gehen haben. Kein Mensch würde sich danach richten; die allermeisten könnten sich auch gar nicht danach richten, weil das ganze wirtschaftliche und soziale Leben nach den bisherigen Gepflogenheiten der Tages- und Nacht-einteilung eingerichtet ist. So blieb nichts anderes übrig, als diese Lebenseinteilung schematisch unangetastet zu lassen und statt dessen mit Hilfe einer Selbsttäuschung der gebräuchlichen Zeiteinteilung ein wenig Gewalt anzutun. So kommt es, daß wir, um wieder ein wenig mehr als bisher zur Natur zurückzuführen, in Wirklichkeit uns von der Natur abkehren. Gern lassen wir uns deshalb einreden, es sei 12 Uhr mittags, während es in Wirklichkeit erst 11 Uhr vormittags ist. Dabei stört es uns nicht, daß die große, leuchtende Himmelskugel mit den Uhren in unserer Tasche gar nicht mehr übereinstimmt; in Wirklichkeit tut sie das ja auch jetzt schon nicht mehr, da die Unterschiede zwischen wahrer Ortszeit und der allgemein gebräuchlichen mitteleuropäischen Zeit in den östlichen und westlichen Grenzgebieten der mitteleuropäischen Zeitzone ohnehin bereits recht bedeutend sind und in Gumbinnen beispielsweise 20, in Kaden sogar 30 Minuten betragen.

Die Vorstellung der Uhren am 1. Mai um eine Stunde bedeutet nun, daß wir statt nach mitteleuropäischer, der Zeit des 15. Meridians östlich von Greenwich, nach osteuropäischer Zeit unseren Tag einteilen werden, die die Ortszeit von 80 Grad östlicher Länge von Greenwich ist. Das ist der Meridian von Petersburg; wenn also in der russischen Hauptstadt die Sonne im Meridian steht, so werden auch in ganz Deutschland und Österreich-Ungarn unsere Uhren 12 Uhr mittags zeigen. Das macht an der Westgrenze des Reiches eine Abweichung der bürgerlichen von der wahren Zeit um nicht weniger als eine Stunde und 88 Minuten; in Kaden beispielsweise ist es nach der Ortszeit erst 10 Uhr 24 Minuten vormittags, wenn es auf der Münstererglocke zwölf schlägt. Und ihren höchsten Stand im Süden erreicht die Sonne in der alten Kaiserstadt an der belgischen Grenze erst um 1 Uhr 38 Minuten nachmittags. So große Unterschiede müssen natürlich auf das bürgerliche Leben einen nicht unerheblichen Einfluß ausüben; man denke nur daran, wie lange abends im äußersten Westen Deutschlands die Sonne scheint und die Heiligkeit dauert! Aber auch in den mittleren und östlichen Landesteilen wird uns der Unterschied zwischen Sommerzeit und Ortszeit offenbar, sobald wir den Blick von der Taschenuhr und der Turmuhr abwenden und ihn auf den großen leuchtenden Leichter am Himmel richten. Mit anderen Worten: wollen wir die Zeiten des Sonnenauf- und Untergangs während des diesjährigen Sommers mit der geistlich eingeführten Zeiteinteilung in Übereinstimmung bringen, so müssen wir diese Auf- und Untergangszeiten in die Sommerzeit umrechnen. Danach geht die Sonne am 1. Mai um 5 Uhr 38 Minuten früh auf, um 8 Uhr 27 Minuten abends unter. Die entsprechenden Zeiten für den 15. Mai sind 5 Uhr 13 Minuten früh, 8 Uhr 52 Minuten abends. Am Monatschluß erreicht der Sonnenball über dem nordöstlichen Horizont um 4 Uhr 55 Minuten vormittags, wogegen er um 9 Uhr 14 Minuten abends im Nordwesten verschwindet. Entsprechend der Zunahme der nördlichen Abweichung des Tagesgestirns steigt auch seine Mittagshöhe, berechnet für die geographische Breite von Berlin, von 52 1/2 auf 59 1/2 Grad. In der dritten Maiwoche beginnt auch die Zeit der sogenannten nächtlichen Dämmerung, während der am Nordhorizont ein heller Streifen den scheinbaren Lauf der Sonne unterhalb des Gesichtskreises bis zum Wiederaufbruch des Tages erkennen läßt, ein Streifen, der bis zum Sommerstizium an Breite immer mehr zunimmt und in Norddeutschland dann bis zum Zenit reicht. Bedingt wird die nächtliche Dämmerung dadurch, daß der Sonnenball nachts nicht so tief unter den Horizont sinkt, um den Nordhimmel völlig finster werden zu lassen, und je weiter wir nach Norden gehen, um so heller wird die Dämmerung, bis wir am Polarkreis am 21. Juni das Tagesgestirn überhaupt nicht mehr untergehen sehen.

Kleines Feuilleton.

Volks-Sinfonie-Konzerte.

Wie seit mehreren Jahren hat das Bläser-Orchester nach einem in musikalischer Beziehung ertragreichen Winter nun wieder seine Volks-Sinfonie-Konzerte begonnen. Dies Unternehmen verdient aus verschiedenen Gründen die nachhaltige Unterstützung aller Volkstreuere Groß-Berlins. Ohne Beihilfe der Stadtverwaltung, ist es lediglich auf sich selbst angewiesen. Hierzu treten die mannigfachen Hemmnisse und Erschwernungen, die der Krieg heraufbeschworen. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist doch leider so: — Militärkapellen graben den Zivilorchestern vielfach das Wasser ab. Diese Konkurrenz macht sich natürlich auch dem Bläser-Orchester gegenüber fühlbar genug. Es braucht wirklich nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite wahrhafte Musikpflege getrieben wird. Daraus folgt, daß die Konzerte des Bläser-Orchesters bei allen Kunstverständigen den Vorzug haben sollten. Dies um so mehr, als man für ein sehr geringes Entgelt hohe musikalische Genüsse eintauschen kann.

Die diesjährigen Sommerkonzerte werden vorläufig wöchentlich einmal im Saale des Rosabiter Stadttheaters stattfinden. Hoffentlich gelingt es noch in anderen Stadtvierteln, einige größere Räume zu bekommen. Das Bläser-Orchester präsentierte sich, erheblich verhärtet, im ersten Konzert am Freitag mit Leistungen, die danach angetan zu sein scheinen, diese Veranstaltungen volkstümlich zu machen. Nicht durch „bunte“, sondern durch ausschließlich stilvolle Programme wird jene angestrebte Popularität erreicht werden. Die Vortragsfolge des ersten Abends wies sinfonische Werke von Mozart, Wagner, Schumann, Liszt, Verdi und Sarasate auf. In Wallingford Kieffer hat das Orchester einen hier noch neuen Dirigenten von anscheinend starker musikalischer Intelligenz. Als Solistin trat die jugendliche Geigerin Carola Jellenka hervor. Seit dem ersten Kriegesommer, wo ich sie zum allerersten Male hörte, hat ihr Spiel an innerlicher Kraft und technischer Reife gewonnen. Mit inniger Verehrung gab sie Schumanns Träumerei mit Raffigkeit Sarasates schwierige Zigeunerweisen.

Stimmen über die deutsche Sommerzeit.

Der Tagesdieb.

Wozu will man voll Zug und Trug, Wie spät es sei, verhehlen! Mir wird es so schon schwer genug, Dem lieben Gott den Tag zu stehlen.

Der Vielbeschäftigte.

Was von der Neuerung ich halte? Mein Urteil hab' ich bereit: Ob neue oder alte, Ich habe doch nie Zeit!

Der Langschläfer.

Stellt ihr die Uhr auch immer vor, Mich stimmt das doch nur heiter. Ich leg' mich auf das andre Ohr, Und schlafe zeitlos weiter.

Der Kilowattstunden-Zähler.

Wenn auch wie sonst die Stunden rinnen, Die Wahrheit läßt sich nicht verhehlen: Der Tag kann eine Stunde nur gewinnen, Indes wir viele Stunden weniger zählen.

Der Hahn.

Ihr glaubt, daß ihr der Zeit gebt! Mit nichts Seid, eitle Menschen, wirklich ihr so weit! Wohl mögt ihr selbst euch noch ihr richten, Doch kräht kein Hahn nach eurer Sommerzeit!

O. K.

Ein Paradies der Vogelbeobachtung.

Die ornithologische Wissenschaft, die sich die Erforschung der Vogelwelt als Ziel setzt, sucht sich, besonders in Deutschland, immer mehr ständige Beobachtungspunkte zu sichern, die ihr zu allen Jahreszeiten genügend Material als sichere Unterlage für die Erforschung des Vogelwesens zu bieten vermögen. Zwei solcher Vogelwarten, Helgoland und Rossitten auf der kurischen Nehrung, haben auch schon Weltruf erlangt. Gerade die Probleme, die im periodischen Vogelzug gelegen sind, haben z. B. bei Störchen durch das Rossiter Verdingungssystem schon große Förderung erfahren. Eine neue, für derartige Beobachtungen geeignete Gegend, die in gewissem Sinn die Vorkänge und Eigenarten von Helgoland und Rossitten vereint, glaubt Dr. F. Lindner, wie er in den „Naturwissenschaften“ ausführlich be-

gründet, in der westlich von Rügen gelegenen Insel Hiddensee gefunden zu haben. Da die von Norden nach Süden sich erstreckende Insel nur 18 Kilometer lang ist, in der Breite im Durchschnitt 1 1/2 Kilometer beträgt, die Bodenformation aber die denkbar größte Verschiedenartigkeit aufweist, durch die durchaus mitteleuropäische Lage aber endlich die Vogelzüge von Norwegen, Norden und auch der von Nordosten über Skandinavien südwärts ziehenden Wander- vögel in diesem einzigen Ostseegebiet sich schneiden, so wird das Vogelleben wie sonst nirgends in Deutschland auf einem so beschränkten Raum zusammengedrängt. Noch erhöht wird der Reichtum an sich hier tummelnden Vogelindividuen für die einzelnen Zeitabschnitte des Jahres durch die auffallende Tatsache, daß eine fortwährende Ablösung der Vögel untereinander stattfindet. So verlassen die meisten dort nistenden See- und Strandvögel, ja selbst Finken und Grünfinken, nach Vollendung des Brutgeschäftes und der Aufzucht der Jungen die Insel und machen dadurch den nordischen Durchzügler Platz; außerdem fällt die Brutzeit und entsprechend die Zugzeit der verschiedenartigen, hier zusammenströmenden Vogelarten in ganz verschiedene Monate eines Jahres. Für manche nordische Arten beginnt die Zugzeit bereits im Juli, während andere erst die eigentlichen Wintermonate dazu benutzen. Durch alle diese Umstände wird es begreiflich, daß bis jetzt auf den wenigen Quadratkilometern der Insel 207 Vogelarten, 79 davon als Brutvögel, nachgewiesen sind. Von der Südspitze bis an eine 16 Kilometer davon entfernte, an dem sogenannten Vilter-Wadden gelegene Ortshalt besitzt die Insel nur flaches, von einigen Dünen von höchstens 6 Meter Höhe unterbrochenes Land, das weitere nördliche Stück dagegen steigt in immer höher werdenden Bodentellen bei 70 Meter an, die gegen das Meer hin mit starker Perklüstung steil abfallen. Damit ist der Boden für Laub- und Koniferenwald gegeben, wie auch das für die Vogelwelt wichtige Gebüsch nicht fehlt. Eine Landzunge östlich davon weist wieder nasses Wiesen- und Sumpfgelände auf, wo Strandläufer, Wasserläufer, Limosen und Wasservögel ihr Wesen treiben. Der mittlere Teil der Insel, ganz flach, von einigen Lachen zerstückelt, gibt der Vogel-Fauna von Vintennäsen, die Schilf, Winsen und anderes Rohr braucht, Lebensmöglichkeit. Dann folgt wieder Heide, in der Grabhänsel, Wiesenpieper u. a. sich aufhalten. Inmitten dieser ragt plötzlich ein schöner, dichter Baumbestand von Erlen, Pappeln, Obstbäumen und Kiefern auf, der für die Kleinvögel wie Schneeammern, Bergfinken, Zeisige, Drosseln, Gimpel, ja selbst Alpenlerchen das gegebene Idyll ist. Nahe gelegene Inseln haben wieder besondere Schaustücke, so Gänsewälder den prächtigen Säbelschnäbler, den Steinwäger, verschiedene Arten von Seeschwalben und Möwen. Ganz südlich fallen die Hunderte von wilden Schwänen auf, die fast während des ganzen Jahres hier anzutreffen sind.

Jerland.

Erin — da liegt sie auf den Anlen, Bleich und erstarrt, mit wehendem Haare, Und freut des Schamrocks wellend Grün Hitternd auf ihrer Kinder Wähe. Sie kniet am See, sie kniet am Strom, Sie kniet auf ihrer Verge Kronen — Mehr noch, als Parod-Phrons Rom, „Die Klode der Nationen!“ Ferd. Frellgrath.

Notizen.

Die Große Berliner Kunstausstellung wird in 8 bis 10 Tagen im Bau des Ausstellungsgebäudes eröffnet werden. Eine besondere Abteilung wird den Kriegsbildern, vorzüglich den österreichisch-ungarischen und bulgarischen, gewidmet sein. Im Ehrensaal wird eine Porträtgalerie ausgestellt. Die politische Karikatur ist diesmal besonders stark vertreten. Das Institut für Biologie, das einen Teil der von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Dahlem begründeten Forschungsanstalten bildet, wurde am Sonnabend durch eine Hauptversammlung der Gesellschaft eingeweiht. Die Anstalt dient ausschließlich der reinen Forschung, es sind damit weder Lehr- noch sonstige praktische Zwecke verknüpft. Leiter ist Prof. Karl Correns, ein bekannter Forscher auf dem Gebiet der Vererbungslehre und Pflanzenbiologie. Für die Tierbiologie war Prof. Rich. Goldschmidt berufen; er kann aber aus Amerika nicht zurück. Die Einnahmen der Gesellschaft sind trotz des Krieges erheblich gestiegen, sie betragen für 1914/15 3 480 000 M. Das Deutsche Theater in Holland. Am Freitag eröffnete Reinhardt in der Groeten Schouwburg in Rotterdam sein Gastspiel mit „Macbeth“. Der Erfinder M. J. Pupin, von dem in der Freitagnummer die Rede war, ist kein Russisch-Amerikaner, sondern stammt — wie uns von einem seiner Bekannten geschrieben wird — von serbischen Eltern aus Sidingarn.

Erzählungen eines alten Tambours.

Von Edmund Hofer.

Außer unserem Regiment und dem Grenadierbataillon von D. standen damals noch die Dragoner von B. in der Festung. Wir waren ein so schmuckes Korps, wie Ihr es jetzt nicht mehr findet. Das war ein Tritt und ein Schlag ohne Wanken; da war kein Knopf jemals blind, da war kein Kopf um ein Haarbreit länger als der andere. Die Dragoner waren auch nicht übel in ihren blauen Kolletten und gelben Aufschlägen, und auf ihren großen holsteinischen Pferden; aber wir waren ihnen damals spinnefeind. Woher das kam? Ihr Oberst und der unsere waren ein Paar herzensgute Leute, liebten ihre Regimenter und behandelten ihre Soldaten gut, mochten einander aber nicht mit den Augen begegnen. Denn einst beim Trinken war das Gespräch auf den Krieg gekommen und sie hatten sich über den Nutzen der Kavallerie und Infanterie gestritten. Da sagt unser Oberst, nur die Infanterie taugt was, und der andere, nur die Reiterei. So gibt ein Wort das andere, und endlich meint unser Kommandeur: „Ich kann mit meinem Regiment eine Schanze mit einer Batterie darin wegnehmen, und das könnt Ihr nicht!“ — „Nein,“ sagt der andere ganz bissig, „das kann ich nicht, aber in freiem Felde kann ich Euch in Krautstücke haden.“ — „Den Teufel könnt Ihr!“ ruft unser Oberst; da will ich keinem raten, einmal den Versuch mit uns zu machen! Und darauf gibt es noch hitzigere Worte, und dann mühten sie dem General beizubringen, sich nicht zu duellieren, und von da waren sie sich bitterböse, und wenn der Dragoner unseren Führer zur Parole rechts über den Markt gehen sah, so ging er links, und sie sagten sich nicht guten Tag und nicht gute Nacht. Wir aber, als rechtlichoffene Soldaten, die ihre Kommandeure liebten, konnten einander nicht leiden, und wo eine Schlägerei war, standen die Dragoner von B. und die Musketiere von M. sicher gegeneinander. Wir hatten also gute Zeit, haßten die Dragoner wie den Teufel und liebten unseren Obersten um so mehr, da der Major von den Grenadieren ein wahrer Satan war und wir also sahen, was es heißt, gute Offiziere zu haben. Allein unsere Freude dauerte nicht lange. Ich war

noch kein Jahr in der Festung, als unser Kommandeur starb und wir einen neuen Obersten erhielten, der ein echter Höllebrand war. Da gab's keine Rusterung, wo nicht zwei oder drei geschlagen oder in die Latzen geschickt wurden; da fielen die Schimpfwörter hageldicht, und oft genug mühte meine Trommel den Appell beim Spiehrutenlaufen schlagen. Zuerst lachten uns die Dragoner aus und verhöhnten uns; bald aber hätten wir's mit ihnen so machen können, denn ihr Oberst ward General und nach Berlin versetzt, und sie erhielten einen anderen, der womöglich von einer noch tolleren Sorte war als der unsere. Das war der Herr von W., der Großvater unseres Kapitän's, welcher von jenem wenigstens die Strenge und Alluratesse im Dienst geerbt hat. Kurz, die Dragoner hatten jetzt noch mehr zu klagen als wir, und so wurden wir wieder diese Freunde. Das ging denn so weiter Jahr und Tag. Damals stand bei den Dragonern ein gewisser Patow. Sein Vater war Pastor in meinem Dorf. Der junge Mensch hatte studiert und einen tüchtigen Kopf; er war aber unter wilde Befellen geraten, der Vater hatte sich von ihm losgelassen, und er kurz und gut geht unter die Soldaten. Ich war viel in seines Vaters Hause gewesen, er kannte mich wohl und ich ihn, und wir beide waren eigentlich die Ursache, daß die Regimenter wieder genau befreundet wurden. Sein früherer Oberst hatte ihn meist zum Schreiben gebraucht, und da er ein überaus anstelliger und kistiger Kumpen war, liebte ihn das ganze Regiment und wir übrigen nicht minder. Als nun aber der neue Oberst kam, hörten seine Schreibereien auf und er mühte Dienst tun wie ein anderer, ja mehr als ein anderer. Und je mehr wir ihn liebten, desto mehr haßte ihn sein Chef, weiß Gott aus welcher Ursache. Da war kein beschwerlicher, kein unangenehmer Dienst, wozu er nicht kommandiert, da war kein Versetzen so gering, das ihm nicht hoch angerechnet wurde. Und Ihr wißt, wenn ein Offizier den Soldaten malträtiert und bestrafen will, so findet sich auch allsack etwas Straffälliges. Aber Patow hielt sich gut und das Regiment auch; der Oberst konnte ihnen nichts anhaben, und außer einigen kleinen Strafen für noch kleinere Vergehen fiel nichts vor. Nun war es im Frühjahr 1792, und wir sollten bald zu der Kampagne aufbrechen, die wir das Jahr in Frankreich machten. Es war an einem Sonntag und Patow stand Posten

auf der Südbastion, nachmittags so um 2 Uhr. Das Wetter war prächtig, zu tun gab es nichts, und wir waren an die sieben oder acht Mann nach derselben Bastion hinausgegangen, weil es von da eine schmucke Aussicht auf den Fluß und die ganze Umgegend gab, und wir, die wir von der See waren, doch gern ein Stückchen Wasser vor Augen hatten. So lagen und lungerten wir dann dort in aller Ruhe umher, als plötzlich der Teufel unsere beiden Obersten daher führte, die, ein Herz und eine Seele, zusammen gefesselt haben mochten und nun der Verdammung halber einen Spaziergang machten. Wir sahen also wie der Donner in die Höhe und stellten uns zurecht, Patow präsentierte, und die beiden blieben nicht weit von ihm im Gespräche stehen. Weiß Gott, was sie sprachen, aber sie stritten sich, denn sie hantierten mit ihren Armen, als wären's Mühlenflügel, und der Dragoner mochte etwas Lächerliches sagen oder behaupten, denn unser Chef lachte und auch des Patows Mund verzog sich ganz leise. Nun stieg das wohl dem Dragoner zu Kopf und konjurierte sich dort mit dem Wein, und weil er sich gegen den anderen nicht auslassen durfte oder wollte, so fährt er wie ein angepöppelter Eber auf Patow zu und schreit: „Kreuzmilionendannertwetter, was hat die Kanaille hier zu lachen?“ — „Galt zu Gnaden, Herr Oberst,“ versetzte der, steif und starr wie eine Wuppe, „ich lache nicht.“ — „Was!“ schreit der Dragoner, „Er untersteht sich noch zu leugnen, Er infamer Sohn einer —! Ihr soll ja gleich ein Kreuzdonnerwetter!“ — und dabei hob er seinen Stoch auf. „Der Patow aber war ein ganzer Kerl, fürchtete den Teufel selbst nicht, um so weniger den Obersten; er war über den Schimpf fuchswild, wußte, daß er als Posten nicht beleidigt werden durfte, und sieht also seinem Kommandeur fed und fest in die Augen. „Was guckt der Kerl nicht noch an, der Rader?“ schreit der, und zugleich fallen die Schläge hageldicht auf den Posten. Der aber springt zurück, holt mit dem Säbel aus und ruft: „Herr Oberst, respektieren Sie den Posten, oder ich tue, was ich muß!“ Der Oberst leichtenblau, prallt zurück und schweigt zuerst ganz still. Unser Ober steht auch da, ohne Hand, Fuß und Zunge zu rühren, denn das alles war Schlag auf Schlag in keiner Minute Zeit passiert. Blühlich aber wendet sich der Dragoner, schießt wie eine Granate auf uns los und schreit uns zu, den Patow zu arre- tieren. (Fortf. folgt.)

